Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 75 (1966)
Heft: 3

Artikel: Notizen einer Reise
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975145

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NOTIZEN EINER REISE

Um für das Schweizerische Jugendschriftenwerk ein Heft über die Trachomkrankheit zu schreiben, reiste Marguerite Reinhard für einige Wochen nach Marokko. Die «Notizen einer Reise», deren ersten Teil wir in der letzten Nummer unserer Zeitschrift veröffentlichten, berichten vor allem von der Aufbauarbeit des Marokkanischen Roten Halbmondes, die durch das Schweizerische Rote Kreuz entscheidend unterstützt wird. Sie erscheinen uns als willkommene Ergänzung zu dem neuen Jugendschriftenheft «Urida, die kleine Rose».

20. November 1965

Ein vom Präsidenten des Kreiskomitees von Erfoud des Marokkanischen Roten Halbmonds, Hadj Hassan Tahar, in durchsichtiger Umhüllung vorgebrachter Vorwurf, das Zentralkomitee in Rabat habe wider Erwarten auch nicht ein einziges Fetzchen an Hilfsgütern zugunsten der Ueberschwemmungsopfer geschickt, führt uns nochmals ins Büro des Superkaïds. Denn am 11. November ist ein Lastwagen mit Hilfsgütern des Marokkanischen Roten Halbmonds von Rabat weggefahren und leer heimgekehrt. Wo aber ist die Sendung steckengeblieben? Eine telefonische Anfrage in Ksar-Es-Souk ergibt, dass die Spende dort richtig eingetroffen und auch sofort an die Opfer der Ueberschwemmungskatastrophe dieser Siedlung verteilt worden ist. «Was sagen Sie?» verwundern sie sich dort. «Diese kleine Sendung sei für das ganze Tafilalet bestimmt gewesen? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Sie hat ja bei uns, einem einzigen Ort, bloss einige wenige Löcher zu stopfen vermocht.» — In Erfoud aber erzeugt solcher Mangel an Solidarität Erbitterung. Entfallen nicht drei Fünftel der im ganzen Tafilalet festgestellten Schäden auf den Kreis Erfoud.

Der Delegierte des Schweizerischen Roten Kreuzes lässt sich mit Rabat verbinden und bittet, alles, was sich noch im Lager für Katastrophenhilfe befindet, direkt nach Erfoud zu bringen. Wolldecken würden in ganz besonderem Masse benötigt. Tausende von Wolldecken! «Ja, ich weiss», antwortet er in die Telefonmuschel. «Ich weiss, dass Ihr nur noch über einige hundert Decken verfügt und das Lager nachher leer ist. Schickt sie trotzdem alle. Die Nächte sind kalt, die Obdachlosen frieren. Schickt auch sämtliche verfügbaren Kleider, Lebensmittel und den ganzen Vorrat an Seife. Das Ausmass der Schäden ist gross; es rechtfertigt einen Aufruf an die gesamte marokkanische Bevölkerung. In Radio und Presse. Beginnt heute abend damit und lasst ihn täglich wiederholen. Erlass eines internationalen Appells? Nein. Ich rate davon ab. Erst sollte Marokko selbst etwas für die Opfer der Ueberschwemmungen tun. Sie sind skeptisch? Ich bin es, offen gestanden, auch. Und trotzdem: einmal müssen wir damit beginnen, die nationale Solidarität aufzurufen. Ein internationaler Appell ist erst dann gerechtfertigt, wenn Ihr im eigenen Land alles versucht habt, was Euch möglich war. Ja, es ist mir klar, dass Ihr bis dahin in Katastrophenfällen nur sehr wenig zu tun vermochtet. Die Behörden des Tafilalet werden verstehen müssen, dass sich der Marokkanische Rote Halbmond erst im Aufbau befindet und noch gänzlich in den Anfängen steht. Ich werde es ihnen erklären.»

Ich schlendere neben dem Delegierten des Schweizerischen Roten Kreuzes über den Souk von Erfoud, den täglich hier abgehaltenen Markt, wo wir René Gardi und seine Begleiter zu finden hoffen. Wahllos über den weiten Platz aus gestampftem Lehm verstreut, hocken die Oasenbauern oder ihre Frauen hinter allerlei im Staub ausgebreitetem Gemüse, blondem Mais, honigdunklen Datteln, goldenen Zwiebeln und leuchtendroten Pfefferschoten. Zwischen ihnen tollen Kinder herum. Kleine Jungen reiten mit gespreizten Beinen auf hochbeladenen Eselchen; ringsum ertönen Zischlaute, worauf die kleinen Lasttiere geduldig stehen bleiben. Aufsteigende und niedersinkende Wolken von Staub und Fliegen begleiten eine jede Bewegung von Mensch und Tier. Hühner scharren geschäftig in den Maishaufen, stieben gackernd auseinander, wenn sich ihnen die flinken Hufe der vorüberzuckelnden Eselchen nähern.

Während wir uns durch das farbenheitere Markttreiben schlängeln, erklärt mir der Rotkreuzdelegierte, der vor einigen Jahren auch die Hilfe an die algerischen Flüchtlinge geleitet hat, die besonderen Schwierigkeiten, denen sich das Direktionskomitee des Marokkanischen Roten Halbmonds anlässlich der Reorganisation seiner Tätigkeit im Tafilalet gegenübersah.

«Es war für die Behörden der Oasengebiete nicht leicht, sich auf einen plötzlich wenig wirksamen, auf schwachen Füssen stehenden Marokkanischen Roten Halbmond mit ganz andern als den erwarteten und zuvor auch aus nächster Nähe erlebten Aufgaben umzustellen. Ich bin nicht befugt, ihnen das zu verargen. Erinnern wir uns an die Jahre 1959 bis 1962! Damals

setzte sich der Marokkanische Rote Halbmond im Rahmen der ausgedehnten internationalen Hilfe an die algerischen Flüchtlinge, die von der Liga der Rotkreuzgesellschaften als Treuhänderin der ganzen Welt durchgeführt wurde, in sehr spektakulärer Weise ein. Auch im Tafilalet, wo Tausende von Flüchtlingen aus den Grenzgebieten der Sahara Asyl gefunden hatten, strömten die Hilfsgüter aus allen Kontinenten in langen Lastwagenkolonnen ein. Monat um Monat. Wie in den andern Flüchtlingsgegenden Marokkos wurden auch im Tafilalet täglich in zahlreichen Stationen Zehntausende von Milchrationen ausgeschenkt und erhielten Hilfesuchende in den übers ganze Gebiet verstreuten Dispensarien medizinische Hilfe. Weder in den Milchstationen, weder in den Dispensarien noch bei den monatlichen Verteilungen der Lebensmittelrationen wurden die bedürftigen Einheimischen zurückgewiesen, und im Tafilalet, diesem kargen ‚pays deshérité', wie die Oasenbewohner selbst ihre Heimat nennen, ist die Zahl der Bedürftigen, Elenden und Siechen beträchtlich. Denken wir nur an die grosse Schar der Blinden!»

«Balek, Sidi, balek» — «Gib auf dich acht, Herr!» Dieser Ruf eines Eseltreibers und der Fliegenschwarm, der Mann, Tier und Ladung begleitet, zwingen uns, hinter einem Dattelhaufen Deckung zu suchen.

«Achtzig junge Männer und Frauen des Tafilalet standen damals als Mitarbeiter des Marokkanischen Roten Halbmonds in den Diensten der Liga der Rotkreuzgesellschaften und wurden von ihr bezahlt», fuhr der Delegierte, die Fliegen abwehrend, in seinen Erklärungen fort. «Sie arbeiteten unter der Aufsicht europäischer Krankenschwestern und Krankenpfleger in den Dispensarien, betreuten die Milchstationen oder gehörten den von den Ligadelegierten geleiteten Lebensmittelverteilungs-Equipen an. Diese ausgedehnte internationale Rotkreuzhilfe nahm den Behörden des Tafilalet in weitem Mass die Soziallasten für die eigene Bevölkerung ab.»

Ein vorübergehender Oasenbauer stutzt, bleibt stehen, ergreift dann mit beiden von schwarzen Rillen zerkerbten Händen die Rechte des Delegierten, schüttelt

sie heftig und stösst hervor: «Tu es venu! Maintenant tout sera bien.»

Nun lehnen wir den Rücken an die Wand eines Lagerschuppens, der den Souk von den Palmgärten abgrenzt. Der Delegierte sagt: «Dieses Vertrauen in die Allmacht des Roten Kreuzes! Ich fühle mich beschämt ... gerade jetzt wird das Lager in Rabat gänzlich geleert ... diese für Erfoud bestimmte letzte Reserve wird dabei kaum einen Lastwagen füllen ... und doch ... wir müssen alles daran setzen, dieses Vertrauen wieder zu verdienen. Schritt für Schritt. Es wird ein langer, harter und steiniger Weg sein, den wir beschreiten müssen. Bis dahin ... Hier, in diesem Lagerhaus, an dessen Wand wir uns lehnen, waren die Lebensmittelsäcke für die Verteilungen bis zum Dach aufgetürmt ... damals ... Doch, wo bin ich verblieben, bevor mich der Mann so gebieterisch aufrief?

Nun ja: die grosse Hilfe hörte mit einem Schlag auf, als die algerischen Flüchtlinge in ihr Land zurückkehrten. Mit ihnen zogen auch die Ligadelegierten nach Algerien, um dort ihr Hilfswerk nicht nur für die Zurückgekehrten fortzusetzen, sondern auf die ganze verelendete Bevölkerung Algeriens auszudehnen.

Die Hilfsgüter und finanziellen Mittel aus aller Welt flossen nun nicht mehr nach Marokko und damit auch nicht mehr ins Tafilalet, die einheimischen Mitarbeiter konnten vom nunmehr wieder auf sehr schwachen Füssen stehenden Marokkanischen Roten Halbmond aus Mangel an Geldmitteln nicht mehr bezahlt werden. Sie suchten sich eine andere Beschäftigung. Die Dispensarien und Milchstationen schlossen ihre Pforten; das Provinzkomitee Tafilalet zerfiel. Die Behörden sahen sich gezwungen, die Soziallasten, soweit es ihnen die kargen Einkünfte überhaupt erlaubten, wieder selber zu tragen.

Der Gouverneur sowie die verschiedenen Superkaïds, Kaïds und Scheichs begrüssten deshalb lebhaft die Bestrebungen des Marokkanischen Roten Halbmonds, ein neues Provinzkomitee in ihrem Gebiet mit der Wiederbelebung der Rotkreuztätigkeit zu betrauen und beeilten sich, dem neugegründeten Komitee auch unverzüglich ihre sie drückenden sozialen Sorgen und Nöte zu unterbreiten in der Meinung, nun würden die Hilfsgüter und Gelder wieder in der bereits erlebten Weise in breitem Strom zu fliessen beginnen. Als sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, ergoss sich manch eine erbitterte Anklage über die Häupter der Komiteemitglieder, Anklagen, die diese stoisch nach Rabat weiterleiteten.

Es bedurfte in der Folge vieler Gespräche, um den Behörden des Tafilalet das Wesen des Roten Kreuzes und damit des Roten Halbmonds, ferner dessen Aufgaben, Pflichten und Rechte eingehend darzulegen. Ich glaube, sie haben sie jetzt verstanden. Ah bien! René Gardi taucht auf. Er hat Einkäufe gemacht. Zur Bereicherung seiner ethnologischen Sammlung. Die andern werden auch nicht weit entfernt sein. Gehen wir!»

21. November 1965

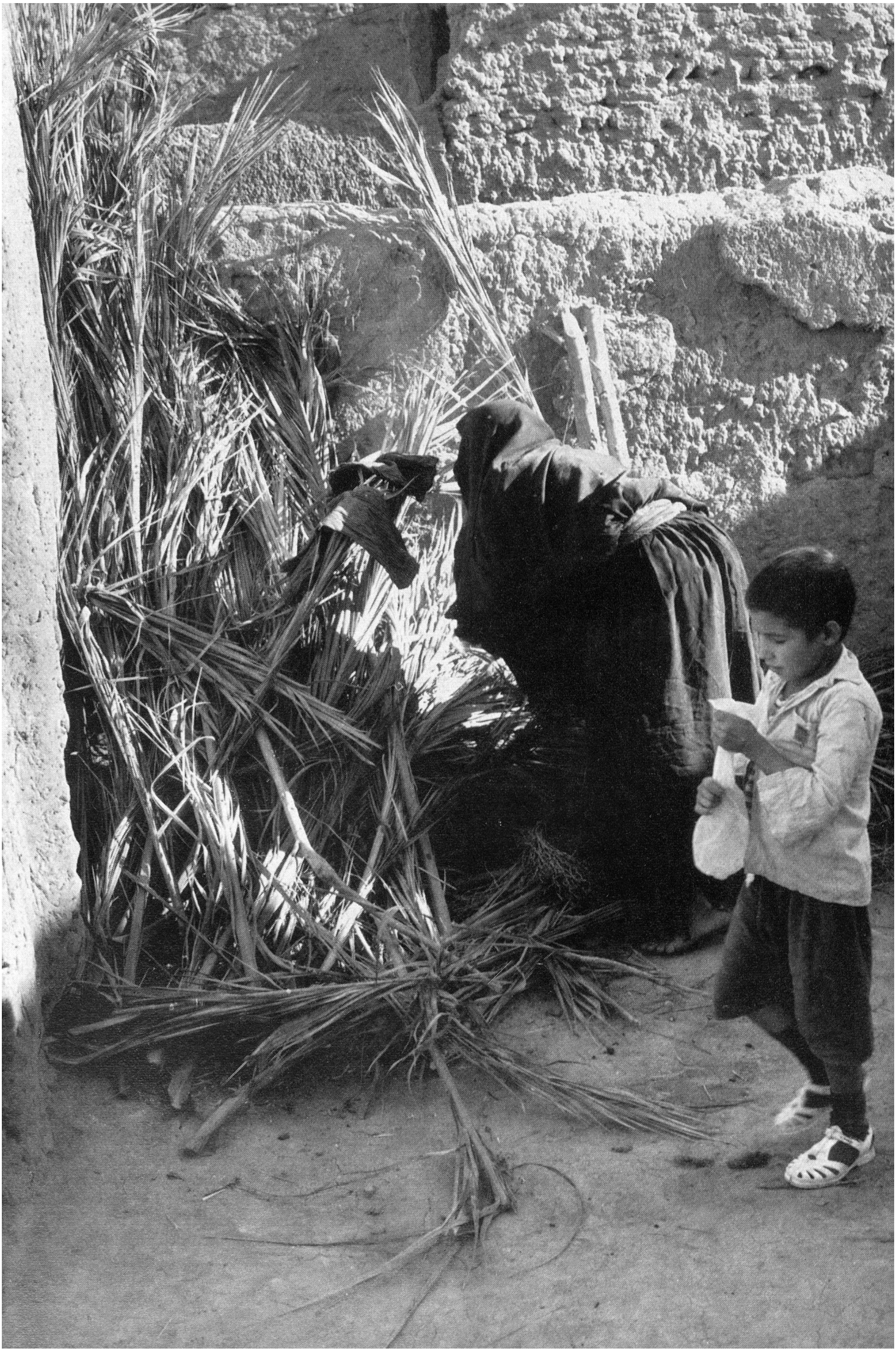
Während Käthi Gardi, Ueli Schweizer und Herbert Stucki irgendwo filmen, fahren wir andern in Begleitung von Hadj Hassan Tahar durch die sich folgenden Oasen zum zehn Kilometer von Erfoud entfernt gelegenen Ksar El Mâadid. Wir lassen den Wagen ausserhalb der hohen Befestigungsmauer stehen, durchschreiten den wuchtigen Torweg, überqueren den weiten Innenplatz und tauchen, gefolgt von einem wachsenden Rudel von Kindern und von unzähligen Fliegen umschwirrt, in die engen Gässchen des Ksars, die wie Schluchten oder als lichtlose, von Behausungen überbrückte Gänge das Gewirr der Wand an Wand gebauten Häuserwürfel durchschneiden. Wir tasten uns, die Hand einer unsichtbaren Wand entlangführend, hinter Hadj Hassan Tahar durch einen finsteren Gässchenschlauch. Nun stösst unser Führer ein Tor auf, wir stolpern über eine Schwelle und gelangen in einen Dielenraum, der von einer aus der Decke gebrochenen viereckigen Oeffnung spärliches Licht erhält. Eine Steinmühle, ein Webstuhl, einige Schüsseln sind erkennbar; zwischen ihnen haben sich Ziegen und Schafe sowie ein Eselchen und eine magere, kleine, sanftäugige Kuh niedergelassen. Tauben picken mit wendigen Hälsen Getreidekörner aus dem Staub.

Wir mühen uns die hohen Treppenstufen hinauf und betreten einen von der Sonne grell überstrahlten Mittelhof; vor dem Herd aus gestampftem Lehm kauert die Grossmutter Zumurrud und bereitet den Kuskus — eine Art Griess —, das tägliche Mittagsgericht zu. Hier tritt uns auch mit der angeborenen Würde des Oasenbewohners Mesrur, der Herr des Hauses, entgegen, hier stellt er uns Frau und Kinder vor. Hadj Hassan Tahar erklärt ihm den Grund unseres Besuchs: das Kennenlernen des Trachoms. Das älteste Kind, die zehnjährige Urida, hat sich kürzlich mit dieser Augenkrankheit angesteckt, und auch die Lider der jüngeren Geschwister sind bereits entzündet. Der Grossvater, dem wir später begegnen, ist auf beiden Augen, die Grossmutter auf einem Auge blind. Die Augen der Mutter, einer schönen Frau von hoher, schlanker Gestalt, jene des Säuglings den sie sich auf den Rücken gebunden hat, sowie die Augen des Hausherrn scheinen noch gesund zu sein.

Das also ist die Familie, die Hadj Hassan Tahar gewählt hat, damit sie mir als Vorbild für meine kleine Erzählung diene. Urida! Sie wird die Heldin sein. Ich betrachte sie aufmerksam. Auch sie blickt mich an, sendet mir ein scheues Lächeln entgegen. Das Sonnenlicht liegt voll auf ihrem Gesicht; sie legt schützend die Hand übers erkrankte Auge.

In einer fensterlosen Kammer, die sich auf den Mittelhof öffnet und von dort Licht und Luft erhält, setzen wir uns, von Mesrur freundlich aufgefordert, auf niedere Kissen. Ausser Mesrur, der sofort mit der Zubereitung des Begrüssungs-Tees beginnt, hat nur Urida, wie in geheimem Einvernehmen, mit uns den Raum betreten. Sie lässt sich neben den Vater auf eine Matte nieder. Wiederum betrachte ich sie. Dabei lausche ich mit allen Seelensinnen in das Wesen dieses frem-

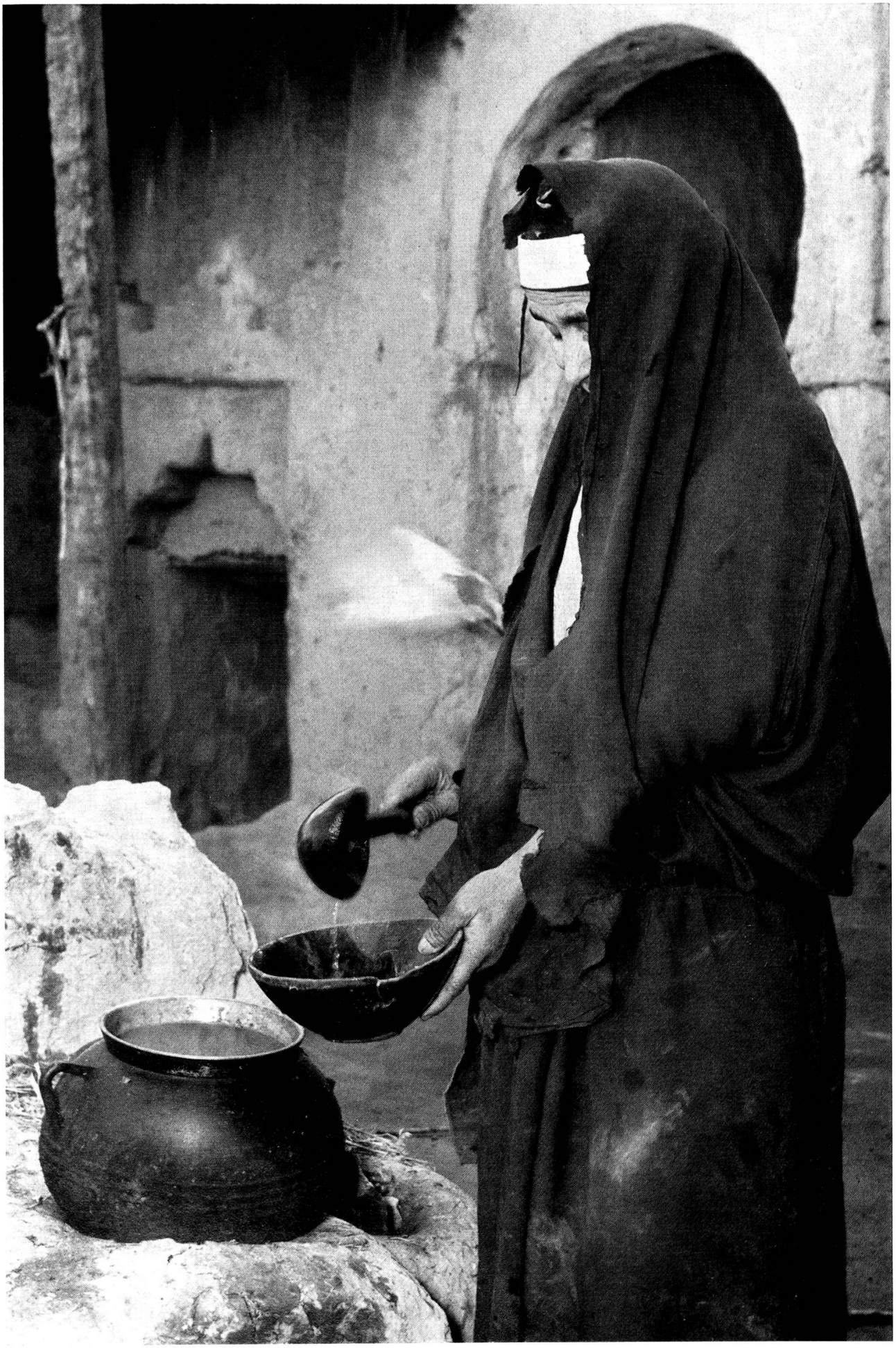
Fortsetzung auf Seite 33

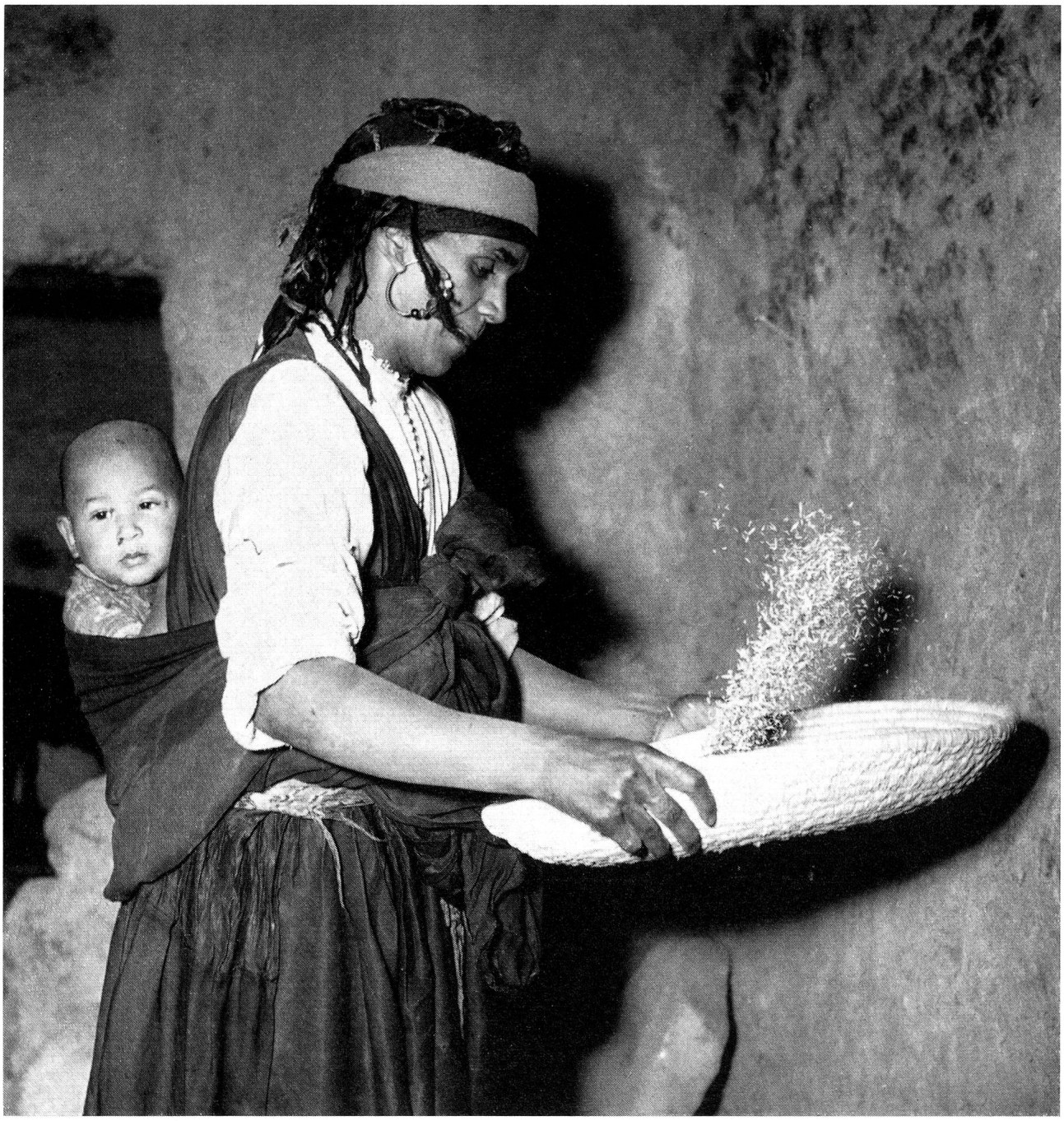


MAROKKO

René Gardi verdanken wir die trefflichen Aufnahmen, die die «Notizen einer Reise» veranschaulichen. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass René Gardi zur gleichen Zeit wie Marguerite Reinhard in Marokko weilte und sich sofort bereit erklärte, für die Bilder des demnächst erscheinenden Heftes des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes besorgt zu sein. «Urida, die kleine Rose», so heisst die Geschichte des marokkanischen Mädchens aus dem Tafilalet. – Verzichten wir für einmal auf die üblichen erklärenden Bildlegenden. An ihre Stelle sollen kurze Auszüge aus jener kleinen Schrift treten, die Marguerite Reinhard mit der ihr eigenen Empfindsamkeit für Not und Elend anderer Menschen und Völker verfasst hat. Die Überschwemmung, die im vergangenen November das Tafilalet heimgesucht hat, die mühsame Aufbauarbeit des Marokkanischen Roten Halbmondes, für den das Schweizerische Rote Kreuz eine Patenschaft übernommen hat, und manche Episode, die in den «Notizen einer Reise» Gestalt annimmt, rankt sich um die Geschichte der trachomkranken Urida.

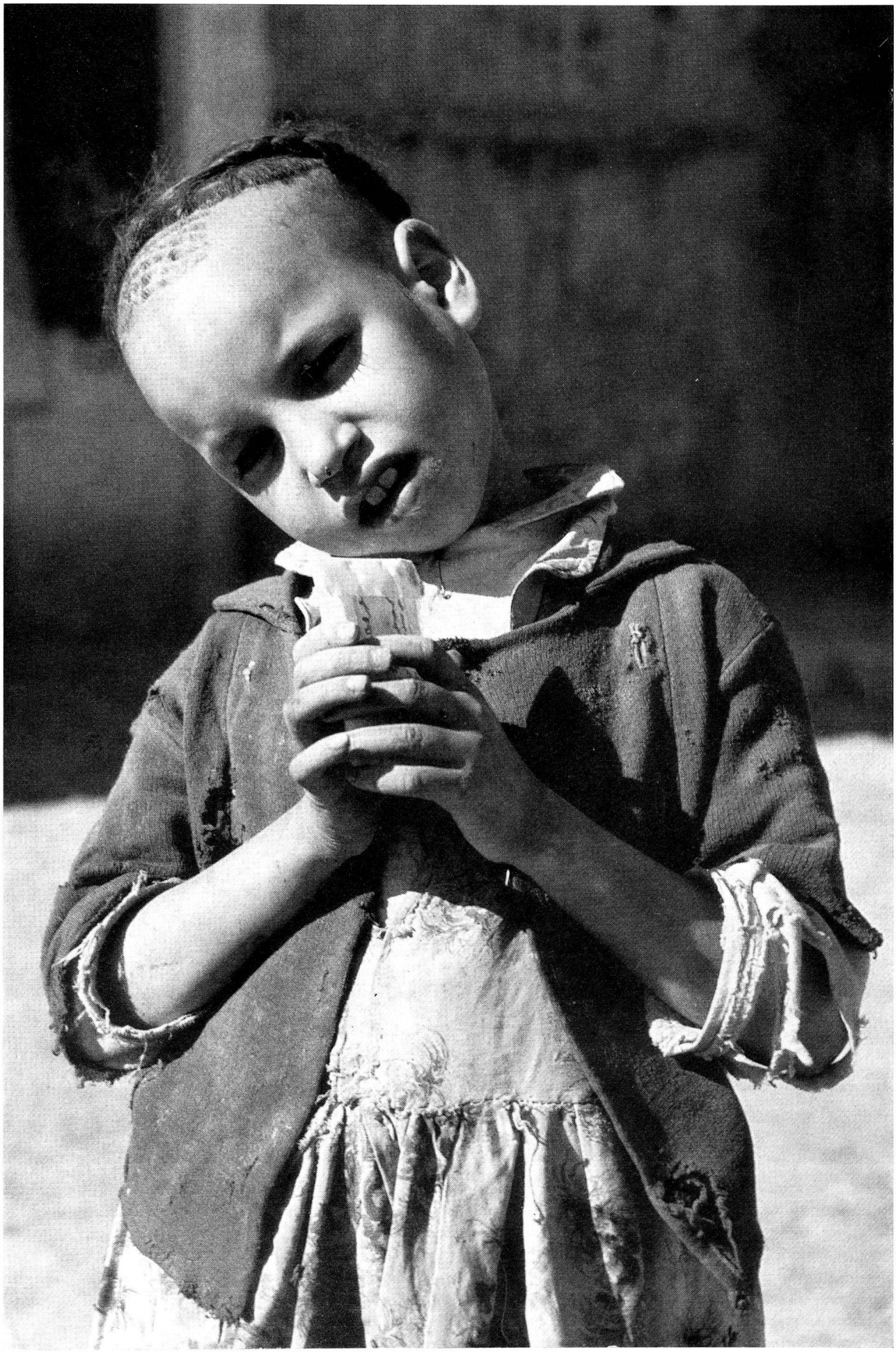
«In rascher Folge wälzte sich Welle an Welle vorbei. Die Luft war erfüllt von brausendem Getöse. Da... dort... überall begannen jetzt die Mauern zu bersten, Häuser in sich zusammenzusinken, hier eines, dort eines, drüben noch eines, ganze Reihen waren auf einmal nicht mehr da. Urida bedeckte die Augen mit den Händen. Als sie den Blick wieder hob, hatte das unheimliche Schauspiel so plötzlich aufgehört, wie es begonnen hatte. Erschöpft setzte sich die kleine Rose auf eine Treppenstufe und weinte erlöst vor sich hin. Bald nahm das Leben wieder den gewöhnlichen Lauf. Wohl floss der Fluss immer noch in heftigen Wellen übers Geschiebe, wohl konnte die Furt immer noch nicht überschritten werden, wohl roch es noch überall nach Schlamm und faulenden oder gärenden Datteln, die Pfützen und Tümpel aber begannen zu versiegen. So floss auch im Hause des Mesrur das Familienleben bald wieder in gewohnter stiller Weise dahin.»

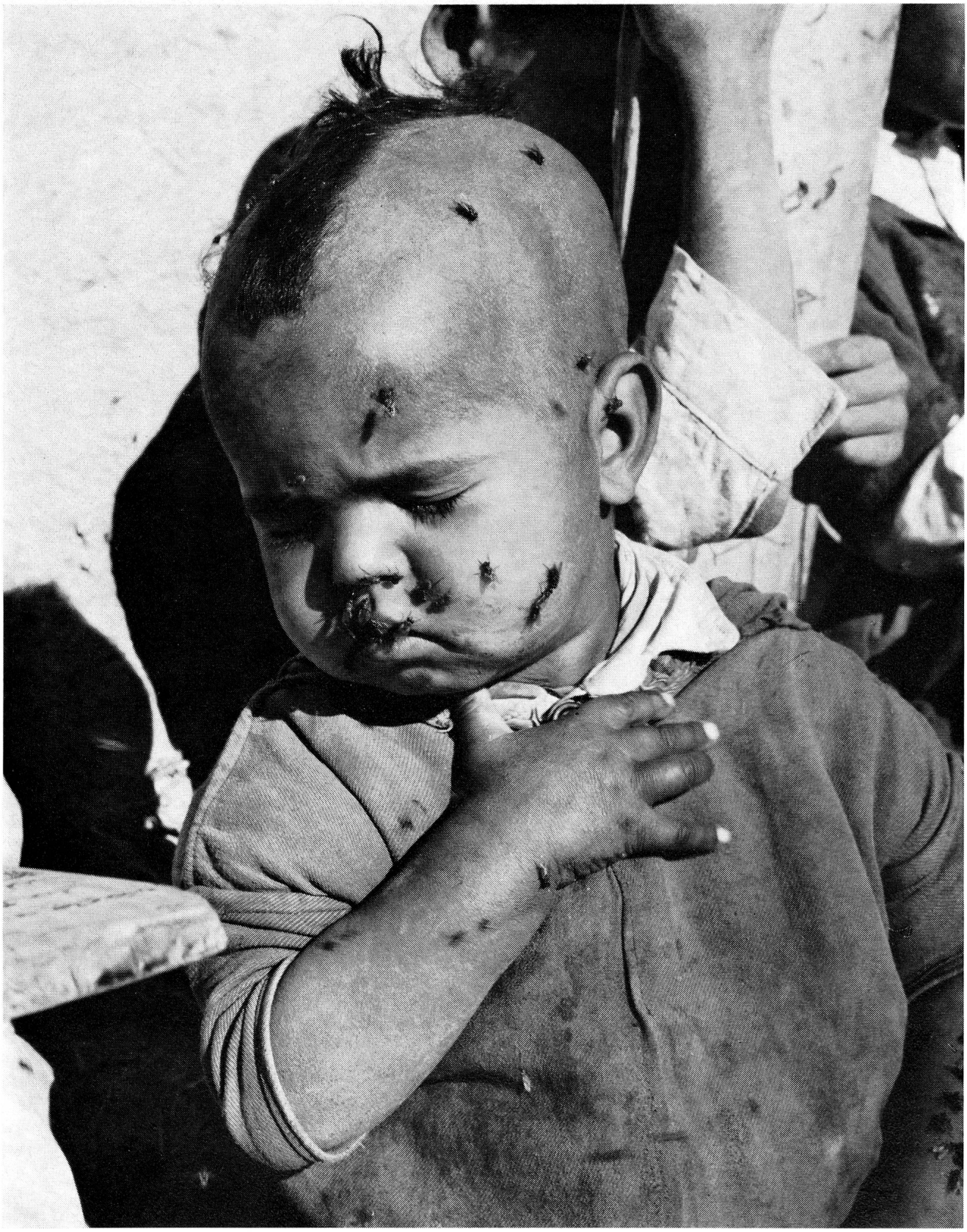




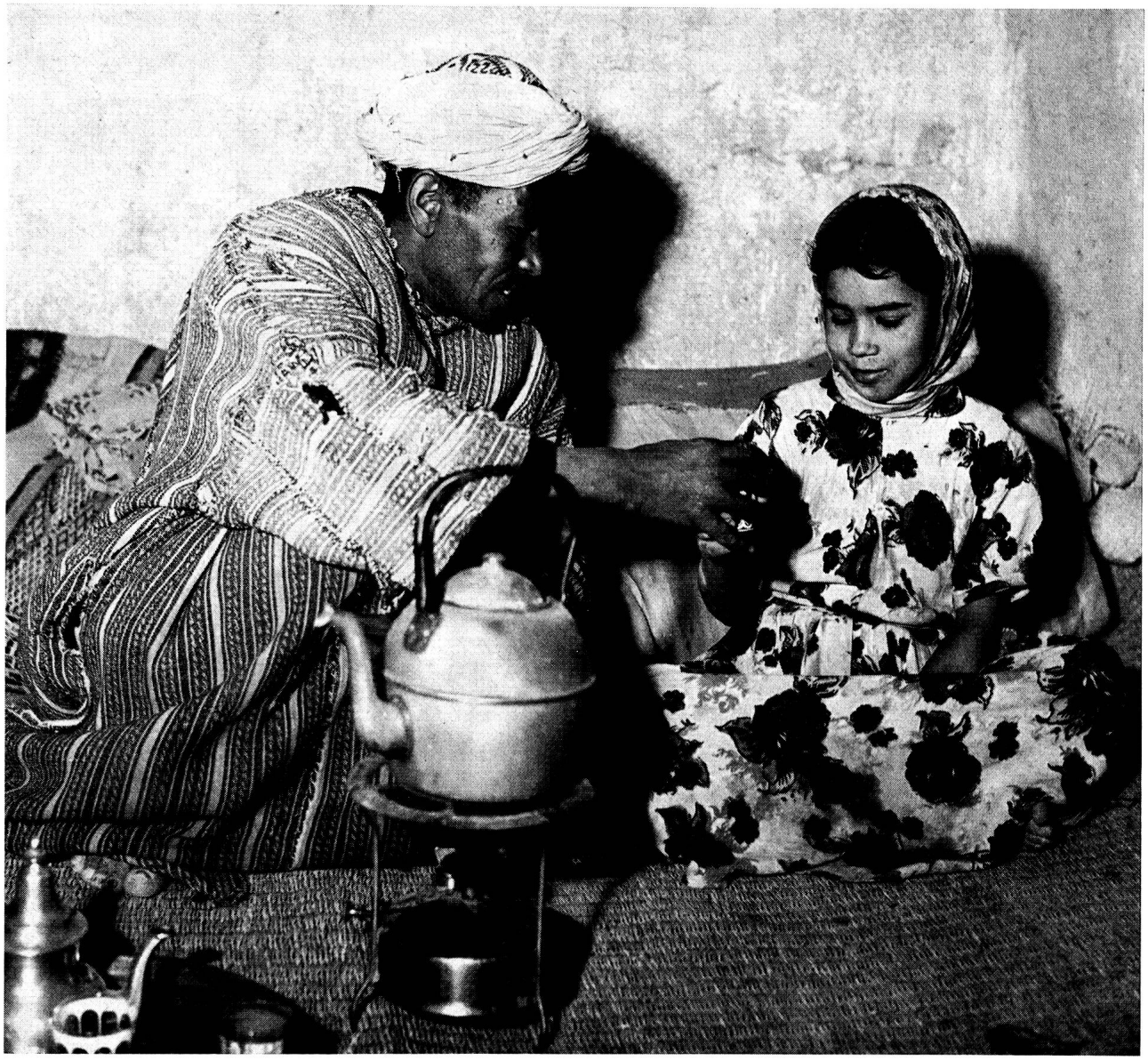
«Einmal in der Woche pflegte Uridas Mutter Sobeida das Räuchergefäss aus blankgeputztem Messing mit einer Mischung aus zerkleinertem Sandelholz, Lavendelblüten, Myrrhen, Koriander und Rosenblättern zu füllen und sie mit einem im Herdfeuer zum Glühen gebrachten Stab zu entzünden. Dann schritt sie, eine brennende Kerze in der linken, den Henkel des rauchenden Gefässes in der rechten Hand durchs dunkel gewordene Haus, um die bösen Geister zu bannen.»

Diese heilige Handlung (vgl. Seite 27) zeigt ebenso wie die Zubereitung des Brotes, dass das ganze Leben von Geistern und Heiligen bestimmt wird. Tausend kleine Einzelheiten bestätigen es. So ist beispielsweise der Glaube, dass vor allem die kleinen Kinder den bösen Geistern ausgesetzt sind, noch weit verbreitet. Man weiht sie einem Heiligen und erfleht dessen Schutz. Der Heilige zeichnet das ihm geweihte Kind, es trägt fortan seine Haartracht. Die mit den Bräuchen des Landes Vertrauten vermögen dann auf den ersten Blick zu erkennen, welcher Heilige seine schützende Hand auf ein Kind legt. Dieser alte Ritus erklärt uns das eigenartig kurzgeschorene Haar des kleinen Mädchens auf dem nebenstehenden Bild.

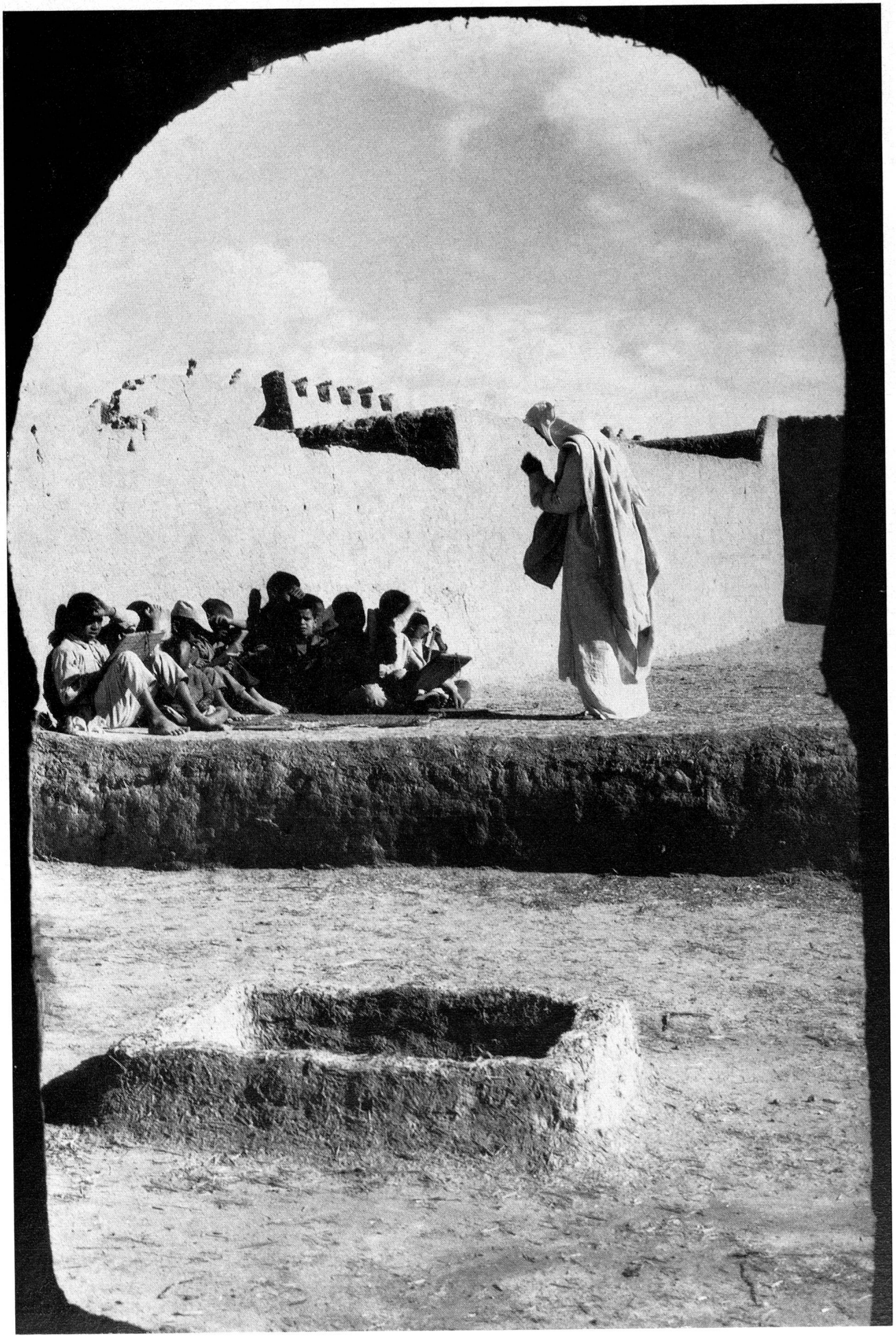




«Das Trachom, diese uralte Augenkrankheit, die besonders die nordafrikanischen und nahöstlichen Wüstengebiete heimsucht, sowie die Myriaden von Fliegen gehören zu den schlimmsten Plagen, unter denen die Oasenbevölkerung zu leiden hat. Beiden ist dieselbe Quelle eigen: die Unsauberkeit, ein erschütternder Mangel an einfachster Hygiene. Fliegen bereiten, manchmal in Verbindung mit Sandkörnern, den Boden für die Übertragung vor. Die ständige Reizung der Augenschleimhäute durch die dort saugenden unsauberen Fliegen, dazu die Sandkörner, die der Wind den Menschen hier ins Auge schleudert, bewirken eine Entzündung, auf die sie mit heftigem Reiben antworten. Kleine Wunden entstehen und bilden die Eingangspforten für den Krankheitskeim. Fast jede Familie zählt Erkrankte, die für ihre Umgebung eine ununterbrochene Gefahr bedeuten.»



«Der Vater hatte sich vor den schimmernden Messing- und Kupfergeräten niedergelassen, um mit der ihm angeborenen Würde den Tee mit eigener Hand zuzubereiten. Er schlug mit dem ornamentgeschmückten Bronzehammer ein ansehnliches Stück vom Zuckerstock und legte es sorgfältig in die Teekanne, in der er bereits chinesisches Teekraut mit einem Guss kochenden Wassers angebrüht hatte. Jetzt stopfte er ein Bündel grüner Minze in die Kanne und goss aus dem Teekessel noch blubberndes Wasser darüber, füllte ein Glas mit dem herrlich duftenden Gebräu, goss es gleich wieder zurück, liess erst jetzt den dampfenden Strahl aus hocherhobener Kanne in die Gläser fliessen mit einer Gebärde edelsten Anstands. Anmutig nahm auch Urida ein Glas aus des Vaters Hand entgegen.»



Fortsetzung von Seite 24

den Wüstenkindes hinein, erfühle, erspüre das Haus und seine noch ganz dem Magischen verhafteten Menschen. Und es bedeutet wohl Gesetz des aufnehmenden Schaffens, dass ich von nun an alles, was ich in den Oasen sehe, empfinde und fühle, nur noch als Rahmen dieser einen Gestalt, des Kindes Urida, betrachte.

Nachdem uns Mesrur das dampfende Gebräu gereicht und auch Urida anmutig ein Glas aus der Hand des Vaters entgegengenommen hat, fühle ich mich durch eine zunehmende Verkrampfung meiner Glieder, von der ungewohnten Art des Sitzens hervorgerufen, im intensiven Aufnehmen gestört. Schon will ich mich erheben, um René Gardi in den Mittelhof zu folgen, wo er mit Photographieren begonnen hat. Doch da bemerke ich, wie Urida eine ins Glas gefallene Fliege mit gespreitztem Finger dreimal in den siedendheissen Tee hinunterdrückt, bevor sie sie herausfischt und das verbrühte Insekt auf der Matte vom Finger streift. Die Lage meiner Beine etwas verändernd, erkundige ich mich — über die Brücke des Dolmetschers Hadj Hassan Tahar — nach dem Grund solchen Verfahrens. Hadj Hassan Tahar erklärt:

«Die Oasenbewohner glauben, dass die Fliegen das Glück auf den Flügeln tragen. Fallen sie in ein Getränk oder in eine Speise, versuchen sie, die Flügel trocken zu behalten, damit sie sich wieder in die Lüfte schwingen können. Die Bewohner wollen aber das Glück behalten; deshalb müssen die Fliegen rasch dreimal untergetaucht werden. Damit wird das Glück von den Flügeln gespült oder abgestreift und gelangt mit dem Getränk oder der Speise in den Körper des Menschen und von da in seine Seele. Das ganze Leben unserer Bevölkerung ist von guten und bösen Geistern durchwirkt. Die Bienen zum Beispiel können blosse Insekten, sie können aber auch freundlichgesinnte Seelen Gestorbener sein; man muss sie deshalb mit der grössten Schonung behandeln.» Er schweigt einen Augenblick und stellt dann — er ist ein geschätzter Krankenpfleger im Spital von Erfoud, der sogar kleinere Operationen selbst unternehmen darf — fest: «Ich selbst glaube natürlich nicht mehr an diese Geister. Meine Kameraden im Spital auch nicht. Die Bewohner der Ksur aber . . .»

Nach dem Tee führt uns Mesrur durch alle Räume des Hauses, und ich schicke den aufmerksamen Blick in jeden Winkel. Urida schreitet mit der ihr eigenen weichen Bewegung vor uns her, das bis auf die Knöchel fallende mit roten Rosen bedruckte Baumwollkleid umspielt bei jedem Schritt ihre Glieder. —

Flirrendes Licht liegt über der Hammada, der Steinwüste, die sich hinter den Palmgärten ausdehnt und das Gewell einiger Dünengruppen umgrenzt. Am Rand einer solchen Düneninsel haben wir uns, nach einem kleinen Picknick, auf der sonnenwarmen Lagerstatt des goldschimmernden Sandes ausgestreckt. Ich schliesse die Augen und versuche, alle Eindrücke des Vormittags, gleich Strahlen in einem Brennpunkt, auf Urida zu vereinen und so tief als möglich in ihre Welt einzutauchen. Langsam, langsam beginnt die Erzählung Gestalt anzunehmen. Das Haus? Es enthüllt mir in dieser Stunde der Stille das Geheimnis seiner Geschlossenheit. Die Räume sind fensterlos und nur mittels einer stets offen gehaltenen Tür gegen den Mittelhof geöffnet. Das Haus ist somit nach innen, gegen die Mitte geöffnet. In dieser Mitte steht der Herd, um den sich die Familie zu versammeln pflegt. Kein Laut dringt aus dem Gewirr der Gässchen in den von Mauern behüteten Hof. In dieser Mitte sind nur die vertrauten Geräusche des eigenen Hauses zu vernehmen: das Blöken eines Schafes, das Rucksen der Tauben, die leichten Schritte der Kinder, das Schlurfen der grossväterlichen Babuschen, das Klatschen der nackten Frauenfüsse über der gestampften Erde, das Weinen des Kleinkinds und die süsse, weiche Stimme Uridas: «Nini ya mumu . . . schlaf, mein Kleines, schlaf . . .». — Und doch ist das Haus nicht abgeschlossen; es gewährt jenem willig Ausblick, der, die in sich ruhende Mitte kurz verlassend, die Weite sucht. Denn eine steile Treppe führt auf eine Dachterrasse, von der der Blick die ganze unermessliche Landschaft umkreist. Und beide, der ruhende Blick nach innen und der suchende Blick in die unabsehbare Weite der sieben Himmel, prägt das Wesen des Oasenbewohners zu einer Ganzheit, wie man sie bei uns nur noch selten zu finden vermag.

22. November 1965

Dr. Konstantin Stamenkovic, der jugoslawische Augenarzt, tritt mir im Hof des Spitals von Erfoud entgegen. Er ist ein ruhiger Mann mit sparsamen Bewegungen und ernst aufnehmendem Blick. In seinem Konsultationszimmer sitzen wir uns kurz darauf gegenüber, nachdem uns ein Bursche Tee gebracht hat. Ich erkläre ihm, weshalb ich ihn aufgesucht habe, und teile ihm meine Beobachtungen über den hohen Prozentsatz an Trachomkranken — man spreche von fünfzig bis achtzig Prozent je nach Gebiet — sowie über die Fliegenplage mit.

«Sie haben recht; das Trachom, diese uralte Augenkrankheit, die besonders die nordafrikanischen und nahöstlichen Wüstengebiete heimsucht, sowie die Myriaden von Fliegen gehören zu den schlimmsten Plagen, unter denen die Oasenbevölkerung zu leiden hat. Beiden ist dieselbe Quelle eigen: die Unsauberkeit, ja, ein geradezu erschütternder Mangel an einfachster Hygiene», nimmt Dr. Stamenkovic das Gespräch auf und führt es mitten ins Problem.

«In meiner Heimat», sage ich, «kennen wir diese Krankheit kaum. Ich habe mich aber auf meine Reise ins Tafilalet vorbereitet und einige von nordafrikanischen Studenten geschriebene Dissertationen über das Trachom gelesen. Alle vertraten die Meinung, dass die Fliege die hauptsächliche Ueberträgerin dieser Infektionskrankheit sei. In andern Fachzeitschriften las ich, dass Fliegen als Ueberträger nur selten in Betracht kommen. Wie reimt sich das zusammen? Welches ist das Ergebnis Ihrer eigenen Beobachtungen?»

«Die Fliege spielt kaum die Rolle der Ueberträgerin des Trachoms. Sie bereitet aber, manchmal in Verbindung mit Sandkörnern, den Boden für die Uebertragung vor. Die ständige Reizung der Augenschleim-

häute durch die dort saugenden unsauberen Fliegen, dazu die Sandkörner, die der Wind den Menschen der Wüste ins Auge schleudert, bewirken eine Entzündung, auf die sie mit heftigem Reiben antworten. Kleine Wunden entstehen und bilden die Eingangspforten für den Krankheitskeim, das Virus des Trachoms. Wenn wir bedenken, dass fast jede Familie Erkrankte zählt, die für ihre Umgebung eine ununterbrochene Gefahr bedeuten, so müssen wir uns wundern, dass es überhaupt noch von dieser Krankheit Verschonte gibt.»

«Wie überträgt sich in der Regel das Trachom?»

«Durch die beschmutzten und infiszierten Finger, die alles mit Krankheitskeimen besudeln, was sie berühren: die Hand der andern, den Türgriff, die Schaufel oder den Spaten, die Hausgeräte, kurz alle Gegenstände, deren sie sich täglich bedienen. In den meisten Häusern der Oasensiedlungen wird wochenlang das gleiche und einzige Handtuch von sämtlichen Familiengliedern verwendet, ohne zwischenhinein gewaschen zu werden: eine Uebertragungsquelle par excellence! Die Krankheit wird ferner mittels der Decken übertragen, in die sich die Oasenbewohner während der kühleren Wintermonate nachts einhüllen; die Decken sind Gemeingut. Auch Geldscheine können mit Trachomkeimen verseucht sein.»

«Sie stehen ständig in Berührung mit dem Trachom, kennen diese Krankheit nicht nur theoretisch, sondern aus allernächster Anschauung. Wie entwickelt sie sich nach der Ansteckung? Auch über diesen Punkt gingen die Ansichten in den von mir gelesenen Fachschriften auseinander.»

«Die Entwicklung verläuft tatsächlich verschieden, je nachdem, ob die Krankheit endemisch oder epidemisch auftritt. Ich erzähle Ihnen, wie sich das Trachom hier, im Tafilalet, wo es endemisch ist, in der Regel entwickelt, wenn der Erkrankte nicht rechtzeitig, also im Anfangsstadium, aus seiner Schicksalsergebenheit gerissen werden kann, einer Ergebenheit, die man manchmal zu bewundern geneigt ist, vor allem aus der Ferne, die sich indessen katastrophal auszuwirken vermag.

Vom Moment der Infektion bis zu den ersten Zeichen der Erkrankung gibt es keine sichtbaren Veränderungen am Auge. Nach acht Tagen, manchmal nach zehn, beginnt das Auge zu tränen; die Lider röten sich ein wenig, die geröteten Stellen jucken. Das Tränen dauert ein bis zwei Tage und hört dann wieder auf. Nach ein bis zwei Monaten vom Tage der Ansteckung an — Sie sehen, die Entwicklung verläuft individuell — fühlt der Kranke, dass ihn etwas unter dem oberen Lid belästigt. Das Tränen ist stärker geworden, und es scheint ihm, die Augen seien voll Sand. Der Kranke reibt sie, trocknet die Tränen und betrachtet sich aufmerksam im Spiegel, um festzustellen, was ihn quäle. Oft lassen die Schmerzen aber schon am nächsten Tag nach und werden erträglich. Der Kranke atmet auf, glaubt, dass nichts mehr zu befürchten sei und sucht die ärztliche Hilfe nicht auf.

Kurz darauf erscheinen alle Symptome wieder, diesmal in sehr verstärktem Masse. Das Auge selbst wird rot, tränt, schmerzt und erträgt kein Licht. Das obere Lid beginnt besonders in der Gegend der Wimpern, anzuschwellen. Der Kranke glaubt, die Augen seien kleiner geworden. Er erschrickt und beschliesst zum ersten Male, Hilfe zu suchen. Natürlich sucht er sie zuerst bei den alten Frauen seiner Familie oder der Ksar-Gemeinschaft, vor allem bei solchen, die das Uebel durch Beschwörung auszutreiben versuchen. Erst wenn der Zauber nichts nützt, wendet er sich an den Arzt, der ihm eine Behandlung vorschreibt; ihr lebt er in den nächsten Tagen auch regelmässig nach. Sobald indessen eine Besserung eintritt, hört er mit der Behandlung auf und beschäftigt sich nicht mehr mit seinem Auge.

Seit Beginn der Infektion sind bereits sechs Monate vergangen, vielleicht sogar zwölf. Dem Kranken geht es nicht besser, aber er hat sich an seinen Zustand gewöhnt; er ist ihm gegenüber sogar gleichgültig geworden. Er ist glücklich, noch einigermassen sehen zu können, nicht mehr so gut wie früher, das merkt er, doch immer noch genügend für die tägliche Arbeit. Seine Augen sind stets gerötet, manchmal weniger, manchmal mehr, das Sichtvermögen hat sich vermindert, und das Bild, das der Kranke sieht, ist nicht mehr klar, da die Krankheit bereits die Hornhaut geschädigt hat, indem sie darüber ein schwaches weisses Netz spannte. Dieses Netz verdichtet sich nun von Tag zu Tag. Der Kranke erträgt das alles geduldig in der Meinung, er könne sein Geschick ja doch nicht ändern.

Im weiteren Verlauf der Krankheit aber biegen sich die Wimpern des Oberlids gegen den Augapfel und kratzen ihn ununterbrochen in gefährlicher und sehr schmerzhafter Weise. Zwar reisst ein Familienangehöriger die Wimpern aus. Keiner aber rechnet damit, dass sie wieder nachwachsen und mit jedem Nachwachsen gröber, steifer und brüchiger werden. So stechen denn diese ständig gröber werdenden Wimpern in zunehmendem Masse immer wieder ins Auge und zerkratzen immer grausamer die Hornhaut. Sie verursachen dort verhältnismässig tiefe Verletzungen, die in der Folge vernarben und die Hornhaut trüben. Das Sichtvermögen beginnt rasch abzunehmen. Dauerhafte Schäden sind entstanden.

Nun beginnen sehr schwierige Tage für den Kranken. Er sieht nichts, die Augen tränen ununterbrochen und beginnen zu eitern. Das Licht tut weh. Er wendet sich wieder an den Arzt, der ihn im Spital aufnimmt. Der Patient verlässt aber das Spital zu früh und gegen den Rat des Arztes, weil er sich geheilt fühlt. Wohl verspricht er — bloss um heimkehren zu dürfen — hoch und heilig, die ärztlichen Anordnungen auch zu Hause weiter zu befolgen, unterlässt aber dort jede Behandlung.

Innert kurzer Zeit befindet er sich wieder im gleich schlechten Zustand wie vor der Einweisung ins Spital. Die Krankheit verschlechtert sich nun rasch. Die Lider verkleben sich mit den Wimpern, die Hornhaut wird von den Narben wie mit einer Haut überdeckt, einer Haut, auf der sich kleine Abszesse bilden. Das Auge ist ständig in Tränen gebadet und erblindet. Der Kranke hat sein Augenlicht verloren.»

«In diesem Land der unendlichen Weite und des zauberhaften Lichts, unter diesem hohen Himmel alle diese armen, zu ihm erhobenen toten Augen. Welch

ein erschütternder Widerspruch», stosse ich hervor. Dann greife ich an: «Weshalb werden die Kranken nicht rechtzeitig erfasst und dann regelmässig ambulant behandelt? Die Behandlung ist ja nicht schwierig, das Einreiben der Aureomycinsalbe nimmt täglich nur wenige Minuten Zeit? Weshalb reisst man die Erkrankten nicht immer wieder aufs neue aus ihrer Lethargie, aus der fatalen Schicksalsergebenheit?»

Dr. Stamenkovic sieht auf einmal müde aus: «Leben Sie eine Weile hier bei uns, und teilen Sie unsere Sorgen! Sie werden rasch Antwort auf Ihre Fragen erhalten. Bedenken Sie vor allem die folgende Tatsache mit allen ihren Auswirkungen: Ich bin hier der einzige Augenarzt für ein Gebiet von fünfzehntausend Quadratkilometer Fläche mit über vierhunderttausend Einwohnern. Ausser mir stehen der Bevölkerung des ganzen Tafilalet noch zwei Chirurgen, fünf Allgemeinärzte sowie drei Medizinstudenten zur Verfügung. Wöchentlich je zwei Tage behandle ich in den drei Spitälern meines Gebiets, nämlich in Midelt nördlich des Hohen Atlas, in Ksar-Es-Souk am südlichen Fuss dieser Gebirgskette und hier in Erfoud inmitten der Oasen. Zwischen Midelt und Erfoud liegt eine Strecke von hundertfünfzig Kilometer Luftlinie. Ich muss aber weite Strecken über Bergstrassen fahren; die wirkliche Distanz ist somit viel länger. Diese Hin- und Herfahrten im Jeep rauben mir kostbare Stunden, deren ich für die Behandlung der Kranken dringend bedürfte.

Wohl stehen auch mir die übers ganze Gebiet verteilten 62 Samariterposten für die Behandlung, die ja bei leichten Fällen keine Schwierigkeiten bietet, zur Verfügung; ihre Zahl genügt aber bei weitem nicht. Wohl werden die Augen der Schulkinder jeden Monat einmal von fliegenden Equipen untersucht, wohl übernimmt der Lehrer jeweils die Behandlung der erkrankten Schüler, aber bloss Knaben besuchen die Schule und auch nur vier Jahre lang, so dass alle übrigen Kinder von diesen Untersuchungen nicht erfasst werden. Wohl besteht die eindeutige Weisung an die Sanitätsposten, die Augen aller übrigen Bewohner der Ksur jährlich einmal zu untersuchen, doch reichen dazu die Hilfskräfte ganz einfach nicht aus. Wohl werden die Mütter in der täglichen Behandlung der erkrankten Familienglieder genau unterwiesen, sobald sich aber die ersten Anzeichen einer Besserung zeigen, erlahmen sie in ihrer Sorge, werden nachlässig und unterlassen sehr bald die Behandlung, die noch monatelang fortgeführt werden sollte, da Besserungen oft nur scheinbar sind. Wohl gelingt es uns trotz allen Schwierigkeiten, eine ansehnliche Zahl von Trachomkranken zu heilen. Solange wir aber in den Ksur nicht eine Hygiene zu erreichen vermögen, die sowohl die Uebertragungsgefahr auf ein Mindestmass herabsetzt, als auch den Fliegen den heute so reichen Nährboden für die Aufzucht ihrer Brut entzieht, werden uns keine bleibenden Erfolge im Kampf gegen das Trachom beschieden sein, so sehr wir uns auch einsetzen mögen. Was würde es zum Beispiel nützen, mit einem Neocidpräparat einen Feldzug gegen die Fliegen zu führen, wenn die Ueberlebenden immer noch für ihre Brut die besten Bedingungen im Unrat der Häuser und Gassen vorfänden? Zudem wären alle überlebenden Fliegen und ihre Nachkommen für das Gift unempfindlich geworden, so dass ein zweiter Feldzug nicht mehr möglich wäre.»

«Ein richtiger Teufelskreis!»

«Die Lage ist nicht ganz so hoffnungslos, wie sie uns heute erscheinen mag», sagt der Arzt. «Der Marokkanische Rote Halbmond beginnt, wie Sie sicherlich wissen, sich für die Frage der Fliegenvernichtung zu interessieren. Mit dem Kampf gegen Unrat und Fliegen überall gleichzeitig zu beginnen, würde allerdings sehr schwer halten; denn blosse Worte vermögen den Oasenbewohner nicht zu überzeugen; es bedarf eines Beispiels, das er mit den Augen sehen und mit den Händen betasten kann.

Wie Ihnen bekannt sein dürfte, möchte der Marokkanische Rote Halbmond, dem Ihr Land ja zur Seite steht, vorerst in einem gut ausgewählten Ksar beginnen, innerhalb dessen Mauern nicht nur ein Sanitätsposten arbeitet, sondern auch einige aufgeschlossene Männer leben, am besten solche, die nicht nur Bauern, sondern auch noch Händler sind und die Welt ausserhalb des engen Lebenskreises ein wenig kennen, also gleichsam zwischen gestern und morgen stehen. Diese müssten mittels belehrender Film- und Lichtbildervorträge von der Notwendigkeit gewisser Massnahmen überzeugt werden, wie: Bau eines grossen Gemeinschaftsstalles ausserhalb der Palmgärten, Ueberführung sämtlicher Haustiere in diesen Gemeinschaftsstall — heute bewohnen sie das Haus mit den Menschen zusammen —, tägliches Vergraben des Stallmistes, damit er den Fliegen für die Eierablage entzogen werde, Bau einer alle Behausungen des Ksar umfassenden Kanalisation sowie einer Latrine für jede Familie . . .»

«Sie wollen doch damit nicht sagen, dass . . .»

«Doch, gewiss! Sie würden heute solche vergeblich suchen», lächelt der Arzt. «Deshalb finden wir auch überall, auf Schritt und Tritt, Brutstätten für die Fliegen, deshalb schlüpfen täglich Myriaden von jungen Fliegen aus. — Nach Beendigung dieser baulichen Massnahmen — sie könnten unter Umständen im Rahmen der amerikanischen Entwicklungshilfe zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit finanziert werden — müsste die Bevölkerung zäh und ohne Unterlass zur Sauberkeit erzogen werden: eine der schwierigsten Aufgaben. Erst dann dürfte an die Vernichtung der Fliegen mit einem Kontaktgift gedacht werden. Mit zunehmender Sauberkeit würde die Ansteckungsgefahr für Trachom geringer und geringer. Die Voraussetzungen, allmählich mit dieser heute noch schwersten Krankheit in dieser Gegend fertigzuwerden, wären, wenigstens vorläufig in einem Ksar als Beispiel, geschaffen. Die andern Siedlungen könnten folgen.»

«Zudem gedenkt der Marokkanische Rote Halbmond», füge ich bei, «allmählich und im Rahmen seiner jeweiligen personellen und finanziellen Mittel Hygiene- und Sanitätsposten in grosser Zahl überall dort einzurichten und zu führen, wo die Zahl der staatlichen Sanitätsposten ungenügend ist. Dies ist ja auch im Tafilalet der Fall. Der Gesundheitsminister soll diese Bestrebungen lebhaft begrüssen.»

«Sehen Sie, wir dürfen also hoffen.» —

Der «Gîte d'Etappe», das festungsähnliche Hotel unweit von Erfoud, steht im goldenen Glanz der Abendsonne. Auf dem untersten Tritt der Eingangstreppe sitzend, beugt sich René Gardi über eine auf hochgestellter Kiste balancierende Schreibmaschine und hämmert einen Bericht aufs Papier, den wir für den Versand in die Schweiz nach Rabat mitnehmen werden. Seine junge Tochter hat sich auf eine andere Kiste niedergelassen und durchstöbert einen Reiseführer. Ueli Schweizer und Herbert Stucki schleppen im Schweisse ihres Angesichts die ganze Habe der Expedition Gardi auf den Kies des Vorplatzes und beginnen, einem aufgeschlagenen Verpackungsplan folgend, das umfangreiche Gepäck im Landrover unterzubringen; denn morgen früh werden die drei uns verlassen, um Richtung Colomb-Béchar zu fahren. Käthi Gardi wird von ihrem Vater Abschied nehmen müssen.

Der Delegierte des Schweizerischen Roten Kreuzes hat die Antenne seines Wagens hochgezogen und das Radio eingeschaltet. Er sitzt schräg auf dem vordern Sitz und streckt die langen Beine zur offenen Tür hinaus. Im Vorübergehen vernehme ich die Radiostimme: «Votre Croissant-Rouge vous parle . . .» Der Aufruf zugunsten der Ueberschwemmungsopfer des Tafilalet wird durchgegeben.

Ich steige die wenigen Stufen auf einen schmalen Pfad hinunter, der mich in die Palmgärten führt. Etwas Unfassbares durchwebt diese Abendlandschaft. Von ihrem Schweigen wie berauscht, schlendere ich durch die Dattelhaine. Ich denke an den Ksar El Mâadid, an seine Bewohner. Ihre Lebensweise hat sich seit Jahrhunderten in nichts gewandelt. Wie vor Hunderten von Jahren binden sie auch heute noch tausend Fäden an die Welt der Geister. Der Marokkanische Rote Halbmond wird sehr behutsam und in verfeinertem Vorausspüren der möglichen Auswirkungen vorgehen und sorgfältig darauf bedacht sein müssen, die Gemeinschaft der Ksur nicht an ihrer Wurzel zu bedrohen.

Die Sonne sinkt hinter die Dünen, ein leiser Wind erhebt sich, es wird kühl. Ich kehre, auf einmal fröstelnd, zu meinen Kameraden zurück.

HUNGER IN INDIEN

Im Jahre 1960 veröffentlichte die Ford-Foundation einen Bericht über die Ernährungskrise in Indien, in dem für 1966 ein Nahrungsmitteldefizit von achtundzwanzig Millionen Tonnen prophezeit wurde, für den Fall, dass die Produktion von Reis und Weizen nicht wesentlich schneller gesteigert werden könnte als bis anhin. Damals war die Hungerkatastrophe nur eine Vision, heute ist sie zu einer die ganze Menschheit bedrückenden Wirklichkeit geworden. Zu Beginn des Jahres brachten die Zeitungen bereits alarmierende Berichte. Die Zahl der hungerleidenden Inder wurde auf annähernd fünfzig Millionen geschätzt, wobei man betonte, dass sie noch erheblich höher steigen könne.

Ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten von Amerika zeigt deutlich die Schwierigkeiten, vor die sich Indien hinsichtlich seiner Ernährungslage gestellt sieht: Die Bodenfläche ist mit rund drei Millionen Quadratkilometern wesentlich kleiner als die der Vereinigten Staaten, die Bevölkerung umfasst mehr als doppelt so viel Menschen wie die amerikanische.

Wenn sich während der langen Zeit der Trockenheit sengende Dürre über das Land legt, so verkümmern Pflanzen und Gras. Aber nicht das Ausbleiben des Regens allein trägt die Schuld an den immer wieder auftretenden Hungersnöten. In Indien gilt die Kuh als heiliges Tier. Das Tötungsverbot, aus religiösen Motiven erwachsen, ist auch in der Verfassung niedergelegt. Selbst wenn die Rinder und Kühe zur wahren Landplage werden und die letzten Halme von den Feldern fressen, so dass den Menschen nichts mehr bleibt, so ist es mit dem Gewissen der Inder eher vereinbar, dass ihre Kinder und ihre Angehörigen hungern, als dass sie eines der heiligen Tiere töten würden. Die Folge dieses Verbotes aber ist, dass Indien heute rund zweihundert Millionen Rinder und Kühe zählt.

«Mit dem Hunger ist es eine seltsame Sache; zuerst begleitet er dich ohne Unterlass; magst du wachen oder schlafen und träumen — deine Eingeweide schreien laut, und es ist ein Nagen und ein Schmerz, als ob deine ganze Lebenskraft verschlungen würde, und du musst dem ein Ende machen um jeden Preis, und du erkaufst dir einen Augenblick der Erleichterung, auch wenn du die Folgen kennst und fürchtest. Endlich ist die Qual nicht mehr schneidend, sondern dumpf, und auch sie begleitet dich stets, so dass du immer wieder ans Essen denkst und dich dabei jedesmal eine schreckliche Uebelkeit befällt, und weil du das weisst, versuchst du, den Gedanken zu vermeiden, aber du kannst es nicht, er geht mit dir. Dann ist auch dies vorbei: